

Verborgen in einem geheimnisvollen, magischen Nebel liegt das Tal der Sidhe – anmutige Elfenwesen, die, so scheint es, unsterblich sind. Als Königin Deíra von ihrem Volk aufgefordert wird, die Geschichte ihrer Liebe zum Elfenkönig Lórian zu erzählen, entsteht in dieser Nacht ein Zauber, der voller Erinnerungen ist.

Lórian, der jüngste Sohn des Königs, lebt behütet in der Gemeinschaft der Sidhe. Mit dem Tod seiner Gefährtin Faíne bricht für ihn eine Welt zusammen und er findet nur mühsam wieder zu sich selbst. In seinem Schmerz verleugnet er seine schon immer vorhandene Liebe zu Deíra.

Als sein Vater König Llándor ermordet wird, muss Lórian trotz seiner Jugend den Thron besteigen und findet in dieser Aufgabe seine Bestimmung. Bis der junge Ire Jack in sein Leben tritt: Plötzlich ist nichts mehr, wie es zuvor war, und die Gefühlswelt der Sidhe wird zutiefst erschüttert.



Papierfresserchens MTM-Verlag/TOMA-Edition
14,30 Euro

Tanja Bern

Band IV

Die Sidhe des Kristalls

Tanja Bern

Die Sidhe des Kristalls

Band IV, Der Weg des Königs



ToMA

Die Sidhe des Kristalls

Band 4

Der Weg des Königs

von

Tanja Bern

TOMA

Inhalt



| | |
|-------------------------|-----|
| Prolog | 7 |
| Verlorene Hoffnung | 20 |
| Hauch der Finsternis | 34 |
| Verbannung | 52 |
| Entscheidung | 62 |
| Gewonnene Kämpfe | 82 |
| Elfric | 109 |
| Flucht | 129 |
| Bitterer Verlust | 148 |
| Silberne Lichter | 179 |
| Aeldhri | 201 |
| Königswürde | 228 |
| Ein Fest zum Geburtstag | 255 |
| Whiskey | 289 |
| Jack | 308 |
| Flesk Castle | 320 |
| Die Anhöhe | 331 |
| Der Bann | 340 |
| Verzweiflung | 356 |
| Schatten und Liebe | 373 |
| Ein neues Leben | 378 |
| Einklang der Herzen | 394 |
| Epilog | 420 |

*Ich fühle den Regen,
der mild vom Himmel fällt, das Land befeuchtet.
Ich spüre den Wind, wie er mich sanft berührt.
Ich rieche den Duft der Wälder,
den Geruch des Meeres.
Ich sehe die smaragdgrünen Hügel,
die klaren Bäche, die tiefen Seen.
Ich höre das Lachen der Menschen.*

*Ich erlebe den Zauber der Legenden,
der so nah ist ... und doch so fern.
So verborgen ...
doch so untrennbar mit mir verbunden.
Ich erkenne die Wahrheit ... und auch wieder nicht.
Doch ich glaube ...
Ich träume ...
Reicht das nicht?*

Prolog



Der Mann legte das Gewehr an, zielte und ein lauter Schuss hallte durch den Wald, als die Waffe feuerte. Zufrieden schaute er gen Himmel und lächelte. „Getroffen!“

„Ja, nur du hast übersehen, dass du den Vogel über dichtem Nebel abgeschossen hast. Wie willst du ihn dort finden?“, murrte sein Begleiter, der neben ihm stand.

„Es ist nur Nebel. Komm schon!“

Die beiden Männer gingen den Weg entlang, bogen links in den Wald hinein und kämpften sich durch das Unterholz. Nebel wallte vor ihnen auf und reduzierte ihre Sicht auf ein paar Meter. Doch sie ließen sich nicht beirren, drangen tiefer in den Dunst vor und suchten nach ihrer Beute.

Der Bussard flog etwas höher und spähte nach Kleintieren, als der Schuss durch den Nebel hallte. Er zuckte, ob des lauten Knalls, zusammen, dann wurde er zurückgerissen und nahm nur noch einen tiefen Schmerz wahr.

Das Tier verstand nicht, was mit ihm geschehen war. Es fiel wie ein Stein vom Himmel und geriet in Panik. Sein verzweifelter Schrei hallte durch das Tal, dann wurde er vom Nebel verschluckt.

Die letzten Sonnenstrahlen brachen durch das dichte Blattwerk der Bäume und das Land war in das goldene Licht der Sonne gehüllt. Über dem kleinen See schwebte dichter Dunst von dem vorhergegangenen Regen und verlieh der Umgebung etwas Märchenhaftes. Nebel lag wie Rauch zwischen den Bäumen, deren Herbstblätter langsam, aber stetig

zu Boden schwebten.

Ein junger Mann mit langem Haar, das wie flüssiges, dunkles Gold in der Sonne glänzte, saß am Ufer des Sees. Sein Blick ruhte auf den Bewegungen des Wassers. Die mandelförmigen Augen, welche die Farbe von Bernstein hatten, verharrten konzentriert auf einer einzigen Stelle.

Seine Gestalt war schlank und hochgewachsen, er wirkte geschmeidig und gewandt – sein ganzes Aussehen wirkte in sich harmonisch und vollendet.

Seine Gesichtszüge waren schön und sanft, und wenn man ihn ansah, fiel es einem schwer, den Blick von ihm abzuwenden. Das lag wohl hauptsächlich an seinem Antlitz, doch wer tiefer schauen konnte, fühlte eine Harmonie, die kaum zu beschreiben war. Er schien völlig mit sich im Einklang. Und doch strahlte er eine ungeheure Macht aus ... im Innern verborgen, aber nicht zu leugnen.

Er war außergewöhnlich. Und er wirkte ganz und gar vollkommen.

Seine Haut schimmerte, als hätte man Goldpartikel darauf verteilt, und seine Ohren, die man durch sein glänzendes Haar sehen konnte, waren an den oberen Enden spitz geformt.

Er war kein Mensch. Das war so klar, wie das Wasser des kleinen Sees, dem man trotz seiner Tiefe bis auf den Grund schauen konnte.

Er war ein Sídhe, ein Elfenwesen ...

Leicht neigte er den Kopf, schien mit etwas im Wasser zu kommunizieren. Seine Augen leuchteten kurz auf, dann stutzte er und sah auf.

Der Schuss durchbrach die friedliche Stille wie ein Sakrileg.

Doch der Sídhe erschrak nicht wegen des lauten Geräusches, sondern wegen des verzweiferten Schreis seines Freundes. Er studierte den Himmel und seine goldenen Au-

gen verdunkelten sich. Er stand in einer schnellen, fließenden Bewegung auf und die Luft um ihn flimmerte plötzlich in mehreren Farben. Dann war er im selben Moment verschwunden.

Er tauchte etwas entfernt wieder auf und spähte angestrengt in die Baumkronen. Ein leises Rascheln über ihm erregte seine Aufmerksamkeit. Ein heiserer Schrei war zu hören, dann durchbrach der angeschossene Bussard das Blattwerk.

Der Sidhe reagierte schnell. Er hob mit einem Ruck den Arm, spreizte die Finger seiner Hand und wieder schien die Luft sich zu verfärben. Ein warmes goldenes Schimmern breitete sich aus, und als der verletzte Vogel darauf stieß, verlangsamte sich sein Sturz erheblich. Der Sidhe fing ihn sicher in seinen Armen auf. Er strich dem Tier sanft über das Gefieder und untersuchte seine Verletzung.

Die Kugel war durch den rechten Flügel gedrungen und hatte diesen zu einem Viertel zerfetzt. Der Bussard fiepte leise und stieß seinen Freund mit seinem Schnabel leicht an.

In dem Mann stieg Wut auf. Er hasste diese schießwütigen Möchtegern-Jäger. Er schickte einen Zauber in den Nebel, damit sie für ein Weilchen dort gefangen blieben. Ein heilsamer Schreck würde hier gut tun. Sollten sie hinterher denken, was sie wollten.

Er setzte sich mit dem Tier behutsam in das dicke Moos. Dann beruhigte er den stolzen Vogel mit leisen Worten. Seine Hand legte sich auf den verletzten Flügel, wieder erschien das Schimmern, die Farbveränderung der Luft.

Der Bussard zuckte leicht zusammen, doch er ließ es geschehen.

Nach nur kurzer Zeit nahm der Sidhe die Hand fort und der Vogel flatterte verwirrt mit den Flügeln. Die Wunde war fort, der Flügel wieder zur Gänze hergestellt.

„Spähe das nächste Mal auch nach Jägern, mein Freund,

nicht nur nach der Beute“, sagte der Sídhe leise zu dem Tier. Er stand auf und hielt die Hand hoch, so dass der Vogel sich in die Lüfte schwingen konnte.

Doch der Bussard war einen Augenblick unschlüssig. Er krächzte leise.

Sein Freund nickte ihm aufmunternd zu.

Dann entfaltete das Tier seine Flügel, stieß sich von der Hand seines Retters ab und flog zwischen den Bäumen davon.

Leise, rasche Schritte ließen den Sídhe aufmerksam werden. Er wandte sich um und lächelte.

Ein vielleicht zehnjähriges Mädchen kam zwischen den Bäumen hervor. Die Sonne fiel auf sein rötliches Haar, es schimmerte in der Sonne. Seine Augen waren wach und sanft, doch es schien aufgeregt. Sein Atem verriet, dass es gerannt war.

„Faíne ...“, begrüßte er sie erfreut. Seine Tochter trug den Namen seiner ersten verstorbenen Gefährtin. Faínes Temperament und das rot schimmernde Haar erinnerten ihn immer ein wenig an sie. Das Mädchen stürzte in seine Arme und er wirbelte es herum, so dass es auflachte. Doch dann machte Faíne sich etwas von ihm los. „Nathén!“, rief sie und benutzte die liebevolle Bezeichnung der Sídhe für Vater. „Menschen sind im Nebel! Und sie haben geschossen! Der Bussard ist ...“ Sie stockte, dann zog sie nachdenklich die Augenbrauen zusammen. „Du weißt das“, stellte sie fest.

Er lächelte vielsagend. „Sie sollen bis zum Einbruch der Nacht im Nebel schmoren.“

„Geht es dem Bussard gut?“, fragte das Mädchen besorgt.

„Syl ist angeschossen worden, doch ich habe seinen Sturz aufgefangen und seine Wunde geheilt.“

Faíne atmete beruhigt ein und wieder aus. „Ein schönes Geburtstagsgeschenk für einen Aeldhri - Hochkönig - der

Sídhe“, sagte sie missbilligend und dachte an die Wilderer. „Darf ich mitkommen, wenn du sie aus dem Nebel befreien wirst?“

Er schaute sie prüfend an, doch dann schüttelte er den Kopf. „Lieber nicht ... ich kann sie nicht einschätzen – und sie haben Waffen.“

Fáine biss sich auf die Unterlippe, akzeptierte jedoch die Worte ihres Vaters widerspruchslos.

Sie liefen aus dem Nebel und schauten auf ein wunderschönes Tal mit hohen, alten Bäumen, in denen funkelnde Lichter tanzten.

Ein Mann eilte auf sie zu. „Lórian! Herr!“, grüßte er ihn, Fáine nickte er kurz zu. „Ich suche Euch seit geraumer Zeit!“

„Was habe ich verbrochen?“, gab Lórian belustigt zurück.

„Oh Herr, natürlich nichts! Aber ich muss wissen, welche Farben die Girlanden für Euer Fest haben sollen und wo wir den großen Tisch aufstellen sollen.“

Lórian verdrehte unmerklich die Augen. „Nun, mein lieber Calef, dies ist in der Tat ein schwerwiegendes Problem“, sagte er mit einem spöttischen Unterton.

Calef nickte zustimmend, er hatte die Ironie, die in den Worten seines Königs lag, nicht wahrgenommen.

Fáine konzentrierte sich darauf, ihre Mimik im Zaum zu halten, doch ihre grünen Augen blitzten belustigt auf.

„Nimm die grünen und die goldenen Girlanden. Die gefallen mir. Und den Tisch? Warum soll er anderswo stehen als sonst?“

„Herr! Der große Platz ... nun ja ... er ist ... bevölkert.“

Lórians Augenbrauen schossen in die Höhe. „Bevölkert?“

„Ja, im ganzen Gebiet haben sich Maulwürfe niedergelassen und sie werfen ihre Erdhügel auf die schöne Wiese.“

„Und warum sagt ihr den Maulwürfen nicht, sie sollen woanders ihre Nester bauen?“

Calef sah den König verdutzt an.

„Kümmere dich darum, mein Freund, und richte das Fest nach deinen Vorstellungen aus. Ich bin sicher, dass es mir gefallen wird.“

„Ja, danke, das werde ich tun.“ Calef verbeugte sich leicht und zog sich zurück.

„Girlanden? Wo soll der Tisch stehen? Seit wann muss ich mich denn mit so etwas befassen?“ Lórian schüttelte etwas unwillig den Kopf.

Faïne verlor die Kontrolle über ihre Gesichtszüge und lachte laut und unelfenhaft los.

Lórian konnte sich eines Schmunzelns nicht erwehren, runzelte dann jedoch die Stirn. „Maulwürfe! Wir sind Sídhe! Sollen sie ihnen doch sagen, sie sollen etwas weiter flussabwärts ihre Hügel aufwerfen! Die Tiere verstehen uns schließlich sehr gut!“

Faïne kicherte noch immer. „Sie verstehen uns zwar, aber sie wollen sich nicht nach unseren Wünschen richten. Sie sind unglaublich stur.“

„Ich werde mich jetzt nicht auch noch mit Maulwürfen befassen“, gab Lórian zurück. „Ich feiere zur Not auch zwischen ihren Erdhügeln.“

„Nun, das wirst du wohl auch tun müssen. Vielleicht beherrschen sie dich sogar mit einem netten Geschenk?“

Lórian stupste seine Tochter leicht an. „Na, das wäre doch mal was!“

Sie kamen um eine Biegung und steuerten die außergewöhnlichen Behausungen der Sídhe an.

Glitzernder Stein war mit den uralten Bäumen auf unerklärliche Weise verbunden und bildete zum großen Teil die Häuser. Gravuren verzierten den Stein und gaben ihm ein filigranes Aussehen.

Blätter wehten durch das Dorf und ließen sich auf den Pfaden nieder, die durch das Dorf führten. Diese waren aus feinem hellem Sand und schlängelten sich kreuz und quer an den Häusern und den liebevoll gestalteten Gärten vorbei. Nichts wirkte unnatürlich oder gestellt, eher wild und schön. Sanfte, bunte Lichtpunkte tanzten umher und spendeten Helligkeit in der heraufziehenden Dämmerung.

Lórian schaute auf den Stand der fast untergegangenen Sonne. „Noch ein klein wenig. Dann werde ich sie wohl befreien“, murmelte er mehr zu sich selbst.

Der Abend brach rasch herein. Mit der einsetzenden Dunkelheit machte sich Lórian auf den Weg, die Männer aus dem Nebel zu entlassen. Seine Wut war größtenteils verraucht, doch er musste ihnen trotz allem klar machen, dass sie hier nicht einfach jagen durften.

Nur der Waldaufseher hatte dieses Recht, und ihn kannte Lórian. Er schoss keine Tiere. Dies war ihre Abmachung. Der Aufseher wusste nicht, wer oder was Lórian war, doch er vermutete es und hatte damals Lórians Bitte hingenommen, als dieser eines Morgens vor seiner Tür gestanden und sein Anliegen geäußert hatte: Der Aufseher sollte keine Tiere schießen und keine Bäume fällen. Stattdessen sollte er auf einer geheimnisvollen Flöte eine bestimmte Melodie spielen, wenn er ein krankes Tier oder einen eben solchen Baum erspäht hatte.

Dies war dem Waldaufseher freilich höchst seltsam vorgekommen, doch dieser junge Mann vor seiner Haustür hatte ihn aus seinen bernsteinfarbenen Augen angesehen, und da war es ihm irgendwie richtig vorgekommen. Als Lórian ihn dann noch etwas mit seiner Magie umgarnt hatte, schien es ihm ganz natürlich zu sein, selbst als die anderen Einwohner dies skeptisch beäugten. Doch sie bemerkten rasch, dass es seitdem keine kranken oder verletzten Tiere in ihrem

Wald mehr gab. Und auch keine von Parasiten befallenen oder kranken Bäume. Die Wälder Killarneys mauserten sich zu den schönsten Wäldern Irlands und glichen immer mehr einem Märchenland.

Allerdings konnte kaum einer Lórian wirklich etwas abschlagen. Er war König der Sídhe ... der Elfen Irlands. Doch er war nicht so, wie man sich einen Elfenkönig vielleicht vorstellen mochte. Er bat lieber um etwas, als zu befehlen, und er vermied gewöhnlich prunkvolle Auftritte. Deshalb achtete und liebte man ihn über alles.

Vor Lórian wallte nun der magische Nebel auf, der seit Jahrhunderten eine Schutzfunktion für das Sídhetal hatte. Er hörte die verstörten, angstvollen Gespräche der Männer und seufzte. Sofort tat es ihm leid, dass er sie nicht sofort aus dem mit Illusionen behafteten Nebel befreit hatte. Dennoch war eine heilsame Lektion nötig gewesen. Er trat entschlossen in den Dunst. Die Nebelschleier wichen vor ihm zurück und bildeten einen Tunnel. Dann schlenderte er durch den Schutznebel und suchte die Jäger.

Diese waren kurz davor, in Panik zu verfallen. Seit über einer Stunde irrten sie nun umher und fanden keinen Ausweg aus dem Dunst, der immer dichter wurde.

Normalerweise hätte Lórian sich ihnen nicht gezeigt und einfach den Nebel geöffnet. Doch heute entschied er sich anders. Er trat auf die Männer zu und blieb hinter ihnen stehen. Ein schalkhaftes Lächeln umspielte plötzlich seine Lippen, als eine Idee in ihm aufkeimte. Sollten sie ihn ruhig ein wenig wie in den alten Legenden kennenlernen! Lórian zwang sich ernst zu bleiben, setzte ein wenig Magie ein, dann wurde seine Gestalt von einem weichen Licht eingehüllt.

„Ihr seid in das Gebiet der Sídhe eingedrungen!“, sagte er mit ungewohnt gebieterischer Stimme.

Die Männer erstarrten, wandten sich erschrocken um, stolperten einige Schritte zurück und blickten Lórian mit of-

fenem Mund an. Der Elfenkönig war in ein helles langes Gewand gehüllt, welches im Dunst silbern schimmerte. Sein langes goldbraunes Haar wehte in einem leichten Luftzug und seine Augen funkelten wie die einer Katze. Das Lächeln war verschwunden, die schönen jungen Züge seines Gesichtes waren ernst und mit einer Spur Hochmut versetzt.

„Ihr habt eines meiner Tiere angeschossen.“ Seine Stimme war leise, aber scharf.

Die Männer starrten ihn noch immer sprachlos an. Keiner von ihnen wagte, etwas zu sagen. Sie glaubten sich in einem Traum.

„Geht!“, sagte Lórian leise. „Aber ich werde nicht noch einmal dulden, dass ihr Tiere dieses Waldes tötet. Also hütet euch!“ Mit diesen Worten wandte er sich um und verschwand in den Nebelschleiern. Lórian verkniff sich ein Lachen und gab den Schutznebel frei.

Vor den Männern öffnete sich der Dunst. Sie stolperten verwirrt und erschrocken hinaus und eilten im Laufschrift durch die Dunkelheit nach Hause. Sie würden in Killarneys Wäldern keine Tiere mehr schießen – zumindest hoffte Lórian das. Der König trat ebenfalls aus dem Nebel, allerdings auf der anderen Seite, und ging zufrieden einen kleinen Hügel hinab.

Ein junger Mann gesellte sich lächelnd zu ihm. „Was war denn das?“

Lórian blieb stehen und sah ihn an. Er musste eine Hand auf den Mund legen, um nicht laut aufzulachen. Als er sich einigermaßen gefangen hatte, sagte er fröhlich: „Ach Jack, sie brauchten eine Lektion und ...“ Lórian unterbrach sich und lachte, konnte nicht weiter sprechen, denn Jack begann seine Stimme nachzuahmen, indem er albern einige der Worte wiederholte, die Lórian zu den Jägern gesagt hatte. Sie schlenderten schließlich immer noch glucksend den Waldpfad entlang und kamen auf eine große Lichtung.

Lórians Geburtstagsfest war inzwischen in vollem Gange. Bunte Girlanden und Lichter zierten die Bäume und schlanke, helle Gestalten tanzten zu zarten Flöten- und Harfenklängen.

„Dein Fest, mein Freund. Nur du fehlst noch“, sagte Jack auffordernd und legte einen Arm um seinen Gefährten.

Lórian lächelte. „Mein Fest ... ja ... komm, mischen wir uns unter sie. Ich glaube, mein Fehlen hat die Feier nicht wirklich beeinträchtigt.“

Sehr viel später, der Mond stand hell und leuchtend am Himmel, trat Faíne aus einem kleinen Hain und beobachtete lächelnd ihre Eltern.

Ihre Mutter Deíra saß bequem an eine große Eiche gelehnt. Das Licht der tanzenden Sídhelichter hüllte ihr wunderschönes Gesicht in einen sanften Schein. Lórian hatte den Kopf auf ihren Schoß gebettet und schlief. Sie strich ihm liebevoll über das Haar und sah ihn dabei unverwandt an.

In diesem Moment sahen sie nicht wie das Königspaar der Sídhe aus. Sie glichen zwei heimlichen Liebenden, die sich soeben gefunden hatten. Faíne trat zu ihnen und setzte sich neben sie.

„Er war so müde“, flüsterte Deíra.

Faíne lächelte ihre Mutter liebevoll an. „Hat er Wein getrunken?“

„Ja ... und noch mehr. Er wird vor morgen früh nicht zu wecken sein“, antwortete sie mit einem leichten Schmunzeln.

Jack gesellte sich zu ihnen und breitete über Lórian und Deíra eine Decke aus.

„Danke“, sagte die Königin leise zu ihm.

„Erzählst du mir eine Geschichte, Nahíra?“ Faíne benutzte die liebevolle Bezeichnung der Sídhe für Mutter.

Deíra strich ihrer Tochter zärtlich über das Haar. „Was

möchtest du hören?“

„Erzähl eure Geschichte. Kaum einer von den Jüngeren kennt sie“, sagte plötzlich eine andere Stimme. Dann gesellten sich einige Sídhe zu ihnen und setzten sich zu Deíra und ihrem Gemahl ins Gras.

Sie lächelte und sah wieder auf ihren Gefährten. Dann begann sie leise zu erzählen:

„Lórian wurde nach der Rechnung der Menschen im Jahre 1802 geboren. Nach unserer Deutung war es im Jahr des Baumes.

Der Regen peitschte über das Tal und heftiger Wind fegte über die Bäume hinweg. Es war kalt für den Monat Oktober und der Boden hatte sich in einen schlammigen Morast verwandelt.

Doch ich ließ mich davon nicht beirren und lief mit eiligen Schritten durch einen kleinen Birkenhain. Etwas geschah, das fühlte ich deutlich. Etwas das mein Leben ... unser aller Leben verändern würde. Ein schmerzerfüllter Schrei hallte plötzlich durch das Tal.

Ich blieb einen Augenblick stehen und lauschte, aber das Geräusch wiederholte sich nicht. Eilig setzte ich meinen Weg fort, schlitterte über Moos und Schlamm, schrammte mir Hände und Knie auf, als ich mehrfach ausrutschte und fiel. Doch all das war unwichtig, wurde in den Schatten gestellt von einem einzigen Bedürfnis.

Ich musste das Kind sehen! Ich stand schließlich völlig durchnässt vor der großen Eiche, mit der das Haus des Königs verbunden war. Aufgeregt öffnete ich die Tür, trat in den kleinen Flur und stürmte die Treppen hinauf. Ich hastete in die geräumige Küche und hielt inne.

Etwas stimmte nicht! Ich spürte es.

Tod lag in der Luft.

Stocksteif blieb ich stehen und spähte in das nahe Schlafzimmer.

Die Königin war tot!

„Nein ...“, flüsterte ich bestürzt.

Jemand berührte mich an der Schulter.

„Was tust du hier, Deíra?“, fragte mich eine scharfe Stimme.

Ich sah auf und blickte in das unbewegliche, blasse Gesicht Rakúls. Ich fühlte mich unbehaglich und befreite mich aus seinem Griff. „Ich ... ich wollte das Kind sehen“, sagte ich so leise, dass man mich wohl kaum verstand.

Rakúl nickte unbeteiligt. „Dann komm ... kümmere dich um ihn. Denn seine Mutter ist soeben gestorben.“

Ich starrte ihn angesichts dieser gefühllosen Aussage verstört an.

Doch er beachtete mich nicht weiter, sondern führte mich in das Schlafzimmer und ließ mich dort stehen.

Ich starrte auf Lynía, die Königin, die nun tot und blass darniederlag, doch dann blickte ich in die Wiege, sah das Kind. Und in diesem Moment nahm ich nichts anderes mehr wahr ... nur ihn. Ich hörte nicht wirklich das Weinen seines großen Bruders Eryon, wollte nicht die versteinerte Gestalt seines Vaters Llándor sehen. Ich schaute nur auf die schlafende Gestalt des Neugeborenen und wusste plötzlich, dass Lynía ihr Leben für dieses Kind gegeben hatte.

Der Kleine schlug die bernsteinfarbenen Augen auf und wimmerte leise.

Instinktiv hob ich ihn auf meine Arme, wiegte ihn sanft, um ihn zu beruhigen, doch ich empfand keine Muttergefühle für ihn.

Doch eines empfand ich ... Liebe. Vom ersten Augenblick an. Ich war zehn Jahre alt, als Lórian geboren wurde, und ich wusste tief im Innern, er würde untrennbar mit mir verbunden sein.“

Deíra stockte einen Moment, um sich zu sammeln, dann blickte sie in den Sternenhimmel und fuhr fort.

„Und Llándor? Oh, er liebte ihn so sehr. Ich sehe ihn noch immer, wie er Lórian fast fortwährend im Arm gehalten hat, wie er ihn ständig bei sich hatte, trotz der Amme. Er konnte nicht von dem Jungen lassen – der Junge, für den sich seine geliebte Frau geopfert hatte.

Die Jahre vergingen und Lórian wuchs rasch heran. Doch wie er seine Mutter verloren hatte, so hatte er ein ganzes Volk gewonnen, denn die Sídhe liebten ihn. Er wurde nicht nur von einer Person aufgezogen, sondern von vielen, die sich von Anfang an für ihn verantwortlich fühlten. So wuchs er in einer Gemeinschaft auf, die erfüllt war von Liebe.

Außerdem umgab ihn stets die Aura seiner Mutter und je älter er wurde, desto mehr wurde er ihr Spiegelbild. Doch immer war die Ähnlichkeit seiner Mutter vermischt mit seiner eigenen starken Persönlichkeit, die schon früh bei ihm hervortrat.

Seine Magie wuchs rasch, schneller als bei anderen Kindern. Er verstand es seine inneren Kräfte zu meistern, gab niemals damit an und hielt die Magie zurück.“

Deíra hielt abermals inne und sah lächelnd auf die Sídhe, die förmlich an ihren Lippen hingen.

Sie beschwor ihre Magie und Bilder formten sich in den Gedanken der Zuhörer, vermischten sich mit ihren Worten.

So wurde an diesem Festabend Lórians und Deíras Geschichte wieder zum Leben erweckt ...

Verlorene Hoffnung



Lórian!“, hallte eine helle Stimme durch den Wald. Der Junge horchte auf und lächelte. Dann sprang er auf und lief rasch durch den moosüberwachsenen Wald, bis er vor der sanften, schönen Gestalt Deíras stand.

„Hast du die Zeit vergessen?“, fragte sie sanft.

Lórian runzelte die Stirn, als überlege er, was er wohl vergessen haben könnte.

Deíra hingegen lächelte und hockte sich vor ihn, so dass sie zu ihm aufsah.

Seine Augen leuchteten in dem Licht der untergehenden Sonne und das halblange Haar lag ihm wild zerzaust auf den Schultern.

„Der Unterricht ...“, erinnerte sie ihn.

Lórian schnappte erschrocken nach Luft. „Vater wird mich vierteilen!“, rief er, dann stob er davon.

„Lórian! Du solltest ...“ Doch er war schon zwischen den Bäumen verschwunden. „... dich erst waschen und dir die Haare kämmer“, beendete sie ihren Satz und lachte leise.

Lórian lief behände über Baumstämme und durchs Unterholz, sprang über Gräben und Felsspalten und kam schließlich völlig außer Atem im Dorf an.

Dort wartete bereits sein Vater auf ihn. Dessen schlanke, hochgewachsene Gestalt wurde vom letzten Licht der Sonne angestrahlt. Das Haar war ordentlich zusammengebunden und lag als geflochtener Zopf auf seinem Rücken. Sein Gewand war silbern und betonte sein blasses, ernstes Gesicht.

„Ich sollte dir die Ohren lang ziehen, Junge! Ich stehe hier

schon geraume Zeit und warte auf dich!“

Lórian stellte sich mit zerknirschem Gesicht vor ihn.
„Entschuldige Vater ...“

Llándor lächelte nachsichtig und versuchte vergebens, das unordentliche Haar seines Sohnes zu glätten. „Wenn der Unterricht vorbei ist, gehst du dich bitte baden ... und käm-men.“

„Ja, das werde ich.“

„Wo warst du überhaupt?“, fragte sein Vater und legte den Arm um seine Schultern, um ihn zu einer Lichtung zu geleiten.

„Im Wald. Die Katzen haben Junge bekommen.“

Llándor schüttelte resigniert, aber mit einer Spur Belustigung den Kopf.

„*Mein Sohn, der Wald und die Tiere*“, dachte er.

„Vater, kann ich nicht eine haben?“

„Was haben?“

„Eine von den jungen Katzen. Da ist ein dunkelbrauner Kater ... ich mag ihn sehr und er mich auch.“

Llándor seufzte. „Mal sehen ...“

„Tám könnte in meinem Bett schlafen und ich kümmere mich ganz allein um ihn.“

„Tám ... soso ... in deinem Bett.“

Lórian befreite sich von dem Arm seines Vaters, stellte sich vor ihn hin und sah ihn flehend an. „Bitte Vater ...“

Llándor atmete tief durch. „Macht er mir auch nicht ins Haus?“

„Oh nein, das macht er nicht! Ich habe dem Kleinen erklärt, dass er, wenn er bei mir wäre, in eine Kiste mit Sand oder draußen machen muss.“

„Ah, das hast du ihm also schon erklärt.“

Lórian nickte aufgeregt. „Darf ich?“

Llándor seufzte erneut und zog nachdenklich eine Augenbraue hoch. Dann gab er nach, er konnte dem Jungen einfach

nichts abschlagen. „In Ordnung.“

„Oh fein! Danke! Ich hol ihn nur schnell!“

Ehe Lórian fortlaufen konnte, hatte sein Vater ihn am Kragen gepackt. „Hier geblieben!“

Lórian keuchte auf, als der Kragen seines Oberteils ihn würgte.

„Du kannst ihn nachher holen. Nun werden wir lernen!“, bestimmte sein Vater.

Lórian fügte sich und die beiden gingen aus dem Dorf in die umliegenden Wälder. Nach einer Weile wallte dichter Nebel vor ihnen auf.

„Du bist jetzt zwölf Sommer alt. Wir werden heute lernen, wie du den Schutznebel öffnen kannst.“

Lórian zuckte mit den Schultern, flüsterte ein leises Wort und schob den magischen Nebel mit einem Heben seines Armes zur Seite. Ein diesiger Tunnel entstand vor ihnen. Dann schaute er seinen Vater spitzbübisch an.

Llándor verengte die Augen zu Schlitzen und starrte erst den Nebeltunnel, dann seinen Sohn an.

„Eryon hat mir das Wort verraten und Deíra hat mir den Zauber gezeigt“, sagte Lórian entschuldigend.

„Warst du dort drüben? Allein?“, fragte Llándor scharf.

„Nein, du hast es mir doch verboten! Ich war nur einmal mit dir dort und noch einmal mit Eryon.“

Erleichtert strich Llándor ihm über das Haar. „Du bist ein guter Junge. Komm ... ich gehe mit dir hinüber zu den Wäldern der Menschen und lehre dich, auf was für Gefahren du dort achten musst.“

Deíra ging langsam und bedächtig den Waldpfad entlang, als ein Geräusch ihre Aufmerksamkeit erregte. Sie schaute sich um, sah aber nichts. Dann schloss sie die Augen und suchte mit anderen Sinnen. „Du kannst herauskommen, ich habe dich bemerkt“, sagte sie leise mit einem zaghaften Lächeln.

cheln.

Eine Frau trat aus dem Schatten der Bäume und näherte sich ihr.

Ihr Haar fiel in kupferroten Lockenkaskaden bis zu ihrer Hüfte hinab und sie trug ein kurzes grünes Kleid aus einem schimmernden Material. Ihre Augen leuchteten smaragdgrün in dem Zwiellicht der Bäume und sie bewegte sich geschmeidig wie eine Katze.

„Faíne“, sprach Déira leise zu ihrer Freundin, die so viel älter war als sie selbst.

„Ich wollte dich nicht erschrecken. Ich suche Lórian.“

Déira musterte sie eine Weile. „Er ist bei seinem Vater.“

Faíne biss sich auf die Unterlippe. „Mmh, er bekommt Unterricht. Ja, stimmt.“

„Wolltest du etwas Bestimmtes von ihm?“

Faíne lächelte verschmitzt. „Wolltest du denn etwas Bestimmtes von ihm?“

Déira sah sie einen Herzschlag lang verdutzt an. „Er war zu spät. Ich sagte ihm nur Bescheid, dass Llándor bereits auf ihn wartete.“

Faíne legte ihren Kopf schief und betrachtete ihre Freundin. „Warum wirkst du immer vernünftiger und erwachsener als ich? Wo ich um so vieles älter bin als du“, murmelte sie seufzend.

„Vielleicht, weil ich meine Eltern mit siebzehn Jahren verloren habe? Vielleicht, weil ich seitdem meinen Bruder großziehe?“

„So schnippisch? Hattest du einen schlechten Tag?“

„Ich ... nein ... entschuldige.“ Déira senkte betreten den Kopf.

Faíne legte einen Arm um sie. „Wie kann ich dich aufheitern?“

Déira sah unsicher auf.

Faíne blickte ihr prüfend in die Augen und das, was sie

sah, ließ sie verwundert innehalten. „Du bist eifersüchtig!“, stellte sie fest.

Deíra befreite sich rasch aus ihrer Umarmung und wich etwas zurück. „Was? Wie kommst du darauf? Worauf sollte ich eifersüchtig sein?“

„Lórian ...“, antwortete Faíne nur.

Deíra presste die Lippen aufeinander. „Lórian ist noch ein Kind!“

„Lórian ist mehr als ein Kind! Das wissen wir beide.“

Deíra starrte sie mit leicht geöffnetem Mund an. Sie schien getroffen zu sein und das erste Mal wirkte sie tatsächlich wie das junge Mädchen, welches sie war. Tränen stiegen in ihr auf.

„Allein in seiner Hand liegt die Entscheidung, Deíra. Ich werde, wenn die Zeit reif ist, keine Annäherungsversuche unternehmen ... dir zuliebe. Aber du kannst mir nicht untersagen, in seiner Nähe zu sein.“

Eine Träne ließ sich nicht zurückhalten und lief Deíras Wange hinab. Sie wischte sie rasch fort und wandte sich ab.

Faíne trat hinter sie und umarmte sie sanft. „Er hat dich doch gern, Deíra!“

„Aber dich verehrt er. Ich bin nur wie eine Schwester für ihn!“

„Das kann sich alles wandeln, wenn er älter wird.“

Deíra drehte sich in Faínes Umarmung um, sah sie an und schüttelte den Kopf. „Er sieht dich schon jetzt an, als wärest du sein Leben. Lórian ist kein Sídhé, der seine Meinungen und Gefühle wechselt.“

„Meine Liebe, du bist sein Leben! Nicht ich ...“, erwiderte Faíne.

Deíra verstand nicht.

„Vielleicht begehrt er mich, auch wenn es ihm nicht bewusst ist, weil er zu jung ist, aber lieben ...“

Deíra löste sich von ihr. „Er ... er scheint uns beide zu

lieben ...“

„Aber er wird nur eine haben können!“

Deíra sah sie verwundert an. „Aber ...“

„Nein Deíra, verzeih mir, aber ich will ihn entweder für mich allein oder gar nicht. Ich teile meine Gefährten nicht. Nicht einmal mit dir.“

Deíra zuckte unter diesen harten Worten zusammen. Sie liebten ihn beide ... so sehr. Doch für Deíra würde niemals jemand anderes infrage kommen. Sie würde Lórian haben oder allein sein. Anders konnte es nicht sein.

Doch die Entscheidung lag in seiner Hand. Später würde er die Entscheidung treffen müssen. Später, wenn er erwachsen war.

Deíra wollte trotzdem keinen Streit mit Faíne und berührte sanft ihre Hand – dabei nahm sie etwas Unglaubliches wahr. Erschrocken fuhr sie zurück und starrte ihre Freundin an.

„Was ist?“, fragte diese.

„Nichts ... nichts ... ich ... bin ... ich bin auf etwas getreten.“ Deíra befühlte ihren Fuß.

„Lass mal sehen. Hast du dir wehgetan?“

„Nein, nein, alles in Ordnung.“

Faíne zuckte mit den Schultern und strich ihr sanft über die Wange. „Lass dir das Herz nicht schwer werden. Es wird sich alles zum Guten wenden.“ Sie lächelte noch einmal und verschwand zwischen den Bäumen.

Deíra blieb wie angewurzelt stehen. Tränen stiegen in ihr hoch.

Ihre Magie war zuweilen sehr stark, aber auch sehr ungewöhnlich. Doch nie zuvor hatte sie so etwas bei jemandem wahrgenommen wie bei der Berührung Faínes. Nicht das!

Sie setzte sich auf einen Baumstumpf, verbarg das Gesicht in den Händen und schluchzte leise.

Deíra hatte für einen kurzen Augenblick Faínes Tod gesehen.

Klar und deutlich.

Dies änderte schlagartig alles.

Sie durfte Lórian nicht haben. Noch nicht ...

Um Fáines Willen.

Ihre Aufgabe war es zu warten ...

Leises Lachen kam aus dem geräumigen Wohnraum, als Llándor die Treppe hinaufstieg.

„Aber das kann doch niemals so gewesen sein!“, hörte er Lórians belustigte Stimme sagen.

Llándor hielt inne, blieb an der Tür stehen und sah durch einen Spalt in die Küche.

Lórian saß mit seiner ehemaligen Amme Lehíra am Tisch und half ihr das Essen zuzubereiten. Sein Sohn schälte Kartoffeln, was Llándor mit einer hochgezogenen Augenbraue quittierte. Lórian hatte manchmal seltsame Vorlieben.

„Doch, doch, glaub mir, mein Lieber. Genauso war es!“, antwortete Lehíra ihrem Ziehsohn.

Llándor hörte, wie Lórian wieder leise lachte. Er fragte sich, was für Märchen sich Lehíra für Lórian ausgedacht hatte. Sein Sohn liebte Geschichten über alles – ob sie nun erzählt wurden oder ob er sie selbst las.

Die beiden murmelten und kicherten leise vor sich hin. Llándor wagte nicht, diese friedliche Szene zu unterbrechen. Viel lieber beobachtete er seinen Sohn heimlich weiter.

Tränen brannten in seinen Augen, als er sah, wie Lórian in einer zufälligen Geste sein Haar zurückstrich. Ganz genau so hatte auch seine geliebte Frau LYNIA ihr goldbraunes Haar zurückgestrichen.

Llándor atmete tief durch und verdrängte seine tiefe Trauer. Wie so oft.

„Weißt du, dass du genauso wie sie lachst?“, sagte plötzlich Lehíra leise.

Llándor fuhr regelrecht ein Stich durchs Herz.

Lórian schaute auf.

Lehíra lächelte liebevoll. „Du bist ihr so ähnlich, Lórian. Wenn man dich ansieht, meint man, sie hätte tatsächlich ein Stück von sich in dir zurückgelassen.“

Lórian antwortete zunächst nicht. Dann seufzte er. „Ich weiß. Ich sehe es in Vaters Blick.“ Er stockte kurz, bevor er fortfuhr. „Und ich habe nicht einmal ein Bild von ihr.“

„Schau in den Spiegel, Lórian. Dann siehst du sie“, konterte Lehíra mit sanfter Stimme.

„Ist die Ähnlichkeit wirklich so auffällig?“ Lórian sprach mit leiser Wehmut.

Lehíra strich ihm zärtlich über die Wange. „Ja.“

Llándor stand wie angewurzelt an der Treppe, rührte sich nicht, rang um Fassung. Er sprach nicht gerne über seine Gefährtin. Zu sehr kam dann jedes Mal die mühsam aufgebaute Beherrschung seiner Gefühle ins Schwanken. Er konnte sich als König keine Schwächen leisten.

Dann aber lächelte er versonnen, als sein Blick erneut auf Lórian fiel. „Und doch hat sich dein Opfer so sehr gelohnt, Geliebte“, flüsterte er.

Später, es war schon fast dunkel, kehrte Lórian zu dem kleinen Eichenwald zurück, in dem die Katze mit ihren Jungen war. Er kletterte in den ausgehöhlten Baumstumpf, wo die Mutterkatze ihr Versteck hatte, und gurrte leise.

Eine große schwarze Katze sah ihn mit goldenen Augen an.

„Komm“, sagte er zu ihr. „Vater hat mir erlaubt, Tám zu behalten. Aber er ist ja noch viel zu klein, um ohne dich zu sein. Du musst mitkommen mit deinen Jungen. Wir schleichen uns in mein Zimmer. Seid nur schön lieb!“

Die Schwarze erhob sich und stieß ihren zarten Kopf an Lórians Wange. Sie verstand die Sprache der Sídhe sehr gut. Ein warmes weiches Plätzchen für ihre Jungen war ihr mehr

als willkommen.

Lórian verstaute die Katzenbabys in eine Tasche, die er mitgebracht hatte, und stiefelte mit seiner Freundin nach Hause.

Er schlich sich in sein Zimmer und setzte die Babys vorsichtig auf sein Bett. Die Katzenmutter gesellte sich zu ihren Kindern.

Lórian lächelte glücklich. Doch sofort machte sein Herz einen Sprung, als er Schritte an der Tür hörte. Leise öffnete sich diese, aber es war nicht sein Vater, der hereinkam. Sein Herz sackte erst recht in die Hose, als er die Besucherin erkannte. Er starrte sein Gegenüber verdutzt an. Und rief: „Faíne!“

Faíne lächelte. „Du siehst aus, als hättest du etwas angestellt. Bei was habe ich dich erwischt?“ Ihre Augen funkelten vergnügt.

Lórian räusperte sich und runzelte die Stirn, auch vermied er es, seine Gedanken preiszugeben. Immer, wenn sie in seine Nähe kam, reagierte sein Körper so höchst wunderbar. Sein Herz raste, seine Beine wurden unsicher und seine Stimme wurde höher. Oh, er hasste das!

Auch weil zwischen ihnen Welten zu liegen schienen. Sie war eine erwachsene Sídhe, er nur ein Knabe.

„Und wer ist das?“, fragte Faíne belustigt.

„Ähm ... nun ja ... das ...“ Mehr als ein Stottern brachte er nicht heraus.

„Lass nur ...“ Sie setzte sich neben die Katze und strich ihr sanft über den Kopf.

Lórian konnte nicht anders, als sie zu beobachten.

„Deíra ist nicht hier?“

Lórian schüttelte den Kopf.

„Wir hatten eine kleine Meinungsverschiedenheit“, murmelte Faíne.

„Und worüber?“

„Das erkläre ich dir in ein paar Jahren mal.“

„In ein paar Jahren?“

„Ja.“ Sie sah ihn mit einem entwaffnenden Lächeln an.
„Was tun wir jetzt?“

Lórian schaute sie verdutzt an. „Was möchtest du denn tun?“

Sie kicherte vergnügt. „Vielleicht sage ich das lieber nicht. Dafür bist du eindeutig zu jung.“

Lórian zog die Augenbrauen zusammen. Er verstand sehr wohl, worauf sie da anspielte. „Ja, das bin ich wohl“, gab er mutig zurück. In Gedanken fügte er ein *leider* hinzu.

Fáine hatte es ebenfalls vernommen, denn die Sídhe hatten die Gabe über Gedanken zu kommunizieren. Sie musterte ihn unverhohlen.

Der Junge war zwölf Jahre alt. Doch er war unleugbar schön. Kaum etwas Kindliches war noch an ihm und er war schon fast so groß wie sie selbst. Er hatte Kräfte, die mancher erwachsener Sídhe sie nicht hatte, und konnte sie erstaunlich gut im Zaum halten und auch anwenden. Er schoss bereits äußerst gut mit dem Bogen, und wenn er das Schwert oder die Sídhedolche führte, stellte er sich keineswegs ungeschickt an. Im Gegenteil. Gewandt und konzentriert vollführte er die Übungen mit Eryon und Romar, seinen Brüdern. Seine aufmerksamen Augen sahen mehr als andere und er konnte Gespräche so geschickt führen, bei denen selbst Erwachsene ins Schleudern kamen.

Alles in allem war er weniger ein Kind, als man vielleicht auf den ersten Blick annehmen konnte.

Und doch blieb er ein Knabe. „Noch“, dachte Fáine.

Lórian seufzte tief auf und holte eine Tunika aus hellem Leder hervor. Sie war unfertig, ein Ärmel fehlte noch und die Hauptteile waren noch nicht ganz vernäht. „Erzählst du mir eine Geschichte?“

„Eine Gutenacht-Geschichte?“, fragte sie spöttisch.

„Nein. Eine Geschichte der Menschen. Ich glaube nicht, dass sich diese Art von Erzählung wirklich zum Einschlafen eignet.“

Sie bewunderte manchmal seine Wortgewandtheit. „Nun gut, eine Geschichte der Menschen.“

Er spähte zu ihr herüber und beobachtete sie.

Faïne begegnete seinem forschenden Blick und runzelte ihre schöne Stirn. „Sieh mich nicht auf diese Weise an, Lórian. Du machst mich nervös!“

„Oh.“ Er senkte seine Augen und sah auf die Tunika.

Faïne lehnte sich bequem zurück und erzählte eine abenteuerliche Geschichte.

Lórian begann die Tunika weiter zu bearbeiten, hörte aber aufmerksam zu. Von Zeit zu Zeit sah er auf, wenn eine besonders blutige oder spannende Szene entstand. Doch seine Augen verrieten nicht, was er darüber dachte.

Nach einer Weile endete die Fabel und Faïne schwieg.

Geduldig stach Lórian die winzige Nadel durch das Leder und führte den silbrigen Faden hindurch.

„Was ist mit dem Menschenkönig passiert?“, fragte er in die Stille hinein.

„Ich weiß nicht. Vielleicht ging er in die Anderswelt?“

Lórian lächelte. „Siehst du ihn vielleicht irgendwo hier im Tal?“

Faïne lachte leise auf. „Nein. Dann muss er wohl umgekommen sein.“

„Schade. Er war sehr mutig.“

„Lórian, es war nur eine Geschichte.“

„Und wenn diese Geschichte sich so zugetragen hat?“

Faïne wollte etwas erwidern, doch ihr fiel nichts ein. Sie zuckte mit den Schultern. „Wenn er also umgekommen ist und diese Geschichte sich wirklich zugetragen hat, dann ist er wohl zu seinen Göttern gezogen.“

„Wie viele Götter kennst du?“, fragte Lórian, ohne aufzusehen.

„Oh Lórian. Du diskutierst einfach zu gerne.“

Er lächelte nur.

Sie seufzte leise auf. „Ich kenne nur einen Gott, aber sag das mal den Menschen.“

Lórian sah auf. „Ich glaube, sie denken *wir* sind die alten Götter.“

„Wieso glaubst du das?“

„Vater erwähnte so etwas.“

„Ah ...“

Fáine beobachtete eine Zeit lang schweigend seine Hände, die geschickt die Nadel führten.

„Du musst das nicht tun“, bemerkte sie plötzlich und zeigte auf seine Näharbeit.

„Und wer soll es tun?“, fragte er, ohne den Blick von seiner Arbeit zu nehmen.

„Na, Calef, unser Näher.“

„Ich fertige meine Kleidung lieber selbst. Außerdem hat Calef auch genug andere Aufgaben.“

Fáine zuckte mit den Schultern. „Du machst deine Sache ziemlich gut“, sagte sie mit einer Spur Bewunderung, als sie einen Blick auf die fast fertige Tunika warf. „Das wirst du wohl von deiner Mutter haben.“

Lórian sah auf. „Sie konnte nähen?“

„Natürlich!“

„Gibt es noch eine Arbeit von ihr?“

Fáine lachte vergnügt. „Nun, wohl so ziemlich alles, was Eryon oder dein Vater tragen, ist von L^ynía.“

Lórian senkte den Kopf. „Ich wünschte, ich ...“ Er stockte und Tränen schimmerten plötzlich in seinen schönen bernsteinfarbenen Augen. Seine Mutter war ein wunder Punkt, über den er nicht gerne sprach. Das Gespräch mit Lehíra, die ihm deutlich gemacht hatte, wie ähnlich er doch seiner Mut-

ter sah, hatte ihn im Innern tief getroffen. Doch er schluckte und unterdrückte seine Gefühle. Er wollte vor Faíne nicht weinen.

„Du trägst sie in deinem Herzen.“

„Ich kannte sie ja nicht einmal.“

„Und trotzdem ist es so“, sagte die junge Frau liebevoll.

Er schaute sie mit großen Augen an.

„Lórian, sie hat dich so sehr geliebt. Sie strich während ihrer Schwangerschaft ständig über ihren wachsenden Leib, sie war fast nur mit Näharbeit für dich beschäftigt, sie ...“

„Ob sie es wusste?“

Faíne verstand nicht.

„Dass sie sterben muss?“

„Ich weiß nicht, Lórian.“

Er griff unter sein Hemd und holte ein Amulett hervor.
„Vater gab mir das. Er sagte, es habe ihr gehört.“

Es war ein silberner, filigran gefertigter Baum in einem Kreis. Die belaubten Zweige streckten sich zum Himmel, die Wurzeln zur Erde. Ein Bernstein, in der Farbe von Lórians Augen, war darin befestigt.

„Ja, ich kenne das Schmuckstück. Sie trug es immer unter ihrer Kleidung, so wie du jetzt“, bemerkte Faíne mit einem Lächeln. „Sie war mit den Bäumen so sehr verbunden ... und auch mit den Tieren.“ Sie blickte ihn aufmerksam an. „Du trägst wirklich viel von ihr in dir.“

Lórian strich sanft über das Amulett und dachte darüber nach. Das Symbol des Baumes kam ihm so vertraut vor, als würde es in seinem Innern nachklingen.

Die Menschen verehrten dieses besondere Sídhesymbol als Lebensbaum. Für sie verband er die Welten miteinander, verkörperte die Verbundenheit von Erde und Himmel.

Auch für die Elfen war es ein besonderes Symbol. In jedem Sídhe lag tief verborgen ein Zeichen, dass tief aus der Seele kam, und der Baum war das höchste und seltenste Zei-

chen. Er verkörperte Vollkommenheit. Und er repräsentierte die Verbundenheit sowohl zum Himmlischen als auch zum Irdischen. Dieses Symbol war von Kraft geprägt und von Liebe durchflutet.

Der Baum war Lórians Seelenzeichen – Faïne erkannte es in diesem Augenblick und ein Schauer rann über ihre Haut, doch sie sagte nichts. Lórian würde es eines Tages selbst erkennen, später, wenn er erwachsen war.

Die junge Frau schüttelte ihre Ergriffenheit etwas ab. „Gibst du es mir kurz, dein Amulett?“

Er reichte es ihr.

Sie strich sanft mit ein wenig Magie über das silberne Kleinod. „Fühle, was ich getan habe“, flüsterte sie.

Lórian nahm das Schmuckstück wieder an sich und berührte es mit seinen magischen Sinnen. Ein Bild erschien vor seinem inneren Auge: Eine wunderschöne Sidhe stand auf einem Hügel neben einer großen Eiche. Ihr langes goldbraunes Haar wehte im Wind, ihr goldener Blick war zum Himmel gerichtet und ein Lächeln lag auf ihren Lippen.

Ein Duft umwehte Lórian. So vertraut, so tröstend ...

„Das ist deine Mutter“, wisperte Faïne in seine Gedanken.

Das Bild erlosch und Lórian sah sie erschüttert an.

„Ich habe dieses Bild mit dem Amulett verbunden. So siehst du sie immer, wenn du dich nach ihr sehnst.“

Lórians Tränen ließen sich nicht mehr aufhalten. Faïne zog den Jungen tröstend in ihre Arme.

Hauch der Finsternis



Lórian ging die langen Treppen zu den Vorratsräumen hinunter. Hier wurde großenteils Trockenfleisch aufbewahrt, das er aber nicht für sich benötigte. Niemals würde ein Sídhe ein Tier töten, geschweige denn es essen. Nur in der Not, wenn einem Tier nicht mehr zu helfen war, musste es manchmal von seiner Qual erlöst werden, oder aber wenn von ihm Gefahr drohte.

Lórian brauchte dringend etwas Fleisch für die Katzenfamilie. Er hob seine Hand und sprach in Gedanken einen Zauber aus. Sanfte Lichter erhellten plötzlich die Umgebung und er konnte in die unterschiedlichen Räume hinein schauen. Als er den passenden Bereich gefunden hatte, holte er sich eine ordentliche Portion Fleisch und machte Anstalten wieder hinauszugehen. Doch er stutzte, verharrte still und horchte.

Leise Stimmen kamen aus einem der hinteren Räume.

Und noch etwas anderes spürte er. Eine seltsame Gier, gepaart mit etwas Dunklem, das Lórian nicht beschreiben konnte, aber auch Unsicherheit und ein seltsames Gefühl von Machtlosigkeit. Verwirrt stand Lórian einen Augenblick da. Er hatte die Fähigkeit, die Empfindungen anderer wahrzunehmen. Rasch löschte er die Lichter, wendete einen Zauber an, der ihn verhüllte, und schlich näher zu den Stimmen.

„Sie werden uns Macht verleihen, Romar!“

„Du weißt nicht, was du da sagst!“

„Romar? Bruder, was tust du hier?“, dachte Lórian verstört.

„Romar! Wir sind es leid, diese wenigen Kräfte zu haben! Wir wollen wieder zu dem werden, was wir einst waren! Mächtige Wesen, denen keiner widerstehen kann!“

„Gorweyn“, seufzte Romar, „ihr seid auf dem falschen Weg. Sehe das doch ein. Schon zwei Sídhe mussten ihr Leben lassen!“

„Sie hätten mir Deíra überlassen sollen!“

„Sie wollte dich nicht!“

„Pah!“

„Du hättest sie nicht einfach töten dürfen! Du hast mich dazu gezwungen, meinen Vater zu verraten! Es ihm zu verheimlichen!“

„Romar, du bist mein Freund ...“

„Ja, und deswegen sagte ich nichts! Aber du wirst Deíra in Ruhe lassen!“

„Deíra?!“ Lórian durchfuhr es wie ein Schock.

„Ich habe ihre Eltern nicht getötet. Es war ein Unfall.“

Romar sah Gorweyn scharf an. „Das glaubst du doch selbst nicht!“

Gorweyn lächelte entwaffnend. „Es ist nun fünf Jahre her. Lass es gut sein!“

„Lass es gut sein? Sag das mal Deíra und dem kleinen Thálos, die ihre Eltern verloren haben, nur weil du deinen verdammten Willen nicht bekommen hast!“

„Deíra war siebzehn und alt genug!“

„Gorweyn, verdammt! Sie will dich nicht!“

„Vielleicht weiß sie es nur noch nicht.“

„Krümme ihr ein Haar und ich werde nicht mehr schweigen.“

„Du könntest mich nicht besiegen“, sagte Gorweyn abfällig.

„Natürlich könnte ich ... dich ...“ Romar begriff plötzlich. „Mein Gott! Ihr habt es getan!“

„Ja!“

Romar hastete von seinem Stuhl und wich zurück. „Wie konntest du!“

„Llándor wird es niemals erlauben! Es niemals teilen! Aber du ...“

„Du täuschst dich in mir! Ich will nichts von der dunklen Kraft!“

„Ach Romar, du weißt nicht ...“

„Sei still! Schweig!“

Gorweyn schnellte vor und fasste ihn am Kragen. Romar stöhnte gequält auf. Ein brennender Schmerz fuhr in seine Eingeweide.

Lórian spürte plötzlich einen Bruchteil der Qualen seines Bruders. Er sackte zusammen und biss sich auf die Lippe, doch er sagte nichts, schloss nur die Augen und ertrug es.

„Ein Sterbenswörtchen! Und Eryon und Lórian werden dem Vergessen anheimfallen! Denke bei allem, was du tust an ...“

Romar sah ihn entsetzt an. „Tu ihnen nichts! Ich bitte dich!“

„Dann schließ dich uns an!“

„Das kann ich nicht!“

„Dann schweige wenigstens!“

Romar nickte voller Furcht. „Ich schweige ...“

Gorweyn ließ ihn los. Sofort verebbte Romars Schmerz. Gorweyn fixierte ihn noch einen Augenblick mit seinen harten Augen, dann wandte er sich ab und ging durch eine der anderen Türen fort.

Eine Zeit lang starrte Romar die Wand an.

Lórian fing seine verstörten Gedanken auf.

„*Sie haben es getan! Sie haben die Phuka angerufen. Gütige Geister, helft mir!*“